

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 16 (1926)  
**Heft:** 45  
  
**Artikel:** Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]  
**Autor:** Huggenberger, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647291>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45  
XVI. Jahrgang  
1926

Bern  
6. November  
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern  
Redaktion: Dr. Hans Bräher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

## Reiter im Herbst.

Von Hans Benzmann.

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —  
Wer reitet noch zu Abend übers Moor?  
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —  
Ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Reitersmann! Sein Sähnlein schwimmt in Tau,  
Schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau  
Blickt starr und still wie in ein weites Grab,  
Sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,  
Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,  
Und was er streift mit seiner Eisenhand,  
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.  
So taucht er langsam in das Nebelmeer —  
Dicht fallen welke Blätter hinterher.

## Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

20

### Zwanzigstes Kapitel.

#### Von einem Glücksfall und seinen ungunstigen Folgen.

Um diese Zeit sollte Heinrichs Leben unerwartet einen kleinen Aufschwung nehmen, der ihm aber wieder nicht zum Guten dienen durfte, sondern ihn recht an den Rand des Verderbens brachte.

Es war wieder einmal Frühling geworden. In den Hausgärtchen zu Lenzenholz blühten die roten Schlüsselblumen, und das junge Kirschbäumchen, das Heinrich auf der Einfangwiese gepflanzt hatte, just auf der Stelle, wo vorher des Vaters Liebling gestanden, prahlte fast überlaut mit der Fülle seiner dicken Blütenknospen; es war, als wollte es sagen: „So weiß und so schön wie ich kann heuer kein Baum am ganzen Lenzenberg werden!“

An einem der ersten warmen Nachmittage kam eine Schar städtisch aussehender Ausflügler auf der märztruden Straße ins Dorf hereingelärmt, die alle, wie auf Befehl, auf dem Rößliplatz anhielten und an Heinrichs altes Dachgiebelchen als an ein kleines Meerwunder hinaufgafften. Einer aus der Gesellschaft stellte hierauf den mitgebrachten Lichtbildapparat mitten auf der Straße zurecht und machte ein paar Aufnahmen, worauf die jungen Leute im Rößli Einkehr hielten.

Von Neugier und allerlei unklaren Hoffnungen erfüllt, zog sich Heinrich in atemloser Hast etwas besser an und ging ebenfalls hinüber.

„So, ihr Herren, das ist jetzt der Mann, dem die Wunderhütte gehört!“ rief der Koller bei seinem Eintreten. „Und wenn ihr ihm zwei Halbe wirt und für den Zauber ein rechtes Stück Geld bietet, so gibt er euch die Bude gleich auf Abbruch zu kaufen!“

Der mit dem Lichtbildkasten trat dann zu Heinrich hin und stellte mit achtungsvoller Höflichkeit die Frage, ob er wohl etwas dagegen einzuwenden hätte, daß man eine der eben gemachten Aufnahmen als Schulbeispiel für einfache und doch stilvolle ländliche Baukunst in einer guten Fachzeitschrift zur Wiedergabe bringen würde, natürlich unter Zusicherung einer entsprechenden Anzahl von Belegnummern. Heinrich willigte mit künstlicher Zurückhaltung ein, und die Gesellschaft ging bald wieder ihrer Wege.

„So, jetzt hast du aber gewiß deinen Bagen heraus und kommst aufs Trockene“, riet und prophezeite Koller mit überlegener Gebärde. „Du kannst dein Haus als Altetum absetzen. Auf solche Sachen ist man zurzeit verrückt. Und was das Land betrifft, das bringst du nachher wie Butter los!“

Heinrich blieb in sich gefehrt, er hatte vorerst mit seinen Gedanken zu tun. „Wenn ich davon weggehe, so tu' ich's dem Charakter zulieb“, brachte er endlich heraus. „Entweder sie oder ich. Wir zwei tun auf die Länge nicht gut nebeneinander.“

Entgegen der Voraussetzung des Wirtes ging er bald nach Hause und legte sich aufs Ohr, ohne indes sogleich den Schlaf finden zu können. Der unklare Ausblick auf eine entfernte Glücksmöglichkeit hatte sein innerstes Wesen aufgeregert. —

Denn der Frühling war mit schweren Sorgen zu ihm gekommen. Mit zwei vollen Jahreszinsen war er im Rückstande, und der Entenmooser hatte ihm zu Lichtmeß ein Briefchen gesandt, das mit einer einzigen Zeile alles sagte: „Noch bis zum Maitag, dann stinkt's aber.“ Und da sich von keiner Seite Hilfe und Rettung erwarten ließ, war es nun wirklich so weit gekommen, daß er nur dem Vergessen zuliebe fast täglich zum Glase griff.

Schon nach ungefähr drei Wochen brachte ihm der Briefträger Fehr ein Paket mit einer Anzahl grüner Hefte, in deren jedem sein Haus wirklich und wahrheitsgetreu abgebildet war mit der erklärenden Aufschrift: „Typisches altes Seitengiebelchen in Lenkenholz. Gegenwärtiger Inhaber: Heinrich Lenk.“

Ein großer Stolz stieg in seiner Seele auf. Einen Augenblick war es ihm nicht anders zumute, als ob nun seine Ehre und Achtung wieder ganz aufgerichtet und alles auf den besten Wegen wäre. Stehenden Fußes lief er zum Koller hinüber, der sogleich eines der Blätter herausriß und an der Wand festklebte.

„Wenn einer kommt und nachfragt, so ein mehr als G'studierter, der den Ranzen voll Banknoten hat, so weiß ich dann schon, was ich zu tun habe“, prahlte er schlau verheißend. „Der Schulmeister sagt, es gebe zu dieser Zeit viele, die solche Rumpelkisten kaufen, wenn sie einmal den Narren daran gefressen hätten. Nicht einmal, um darin zu wohnen, sondern einfach aus Dummheit und damit niemand etwas daran machen könne. Herausstreichen will ich die Bude, daß es eine Art hat! Alles sei wie für die hinterste Ewigkeit gebaut; Eichenholz daran, das man schon vor der Sintflut umgehauen!“

Noch am gleichen Abend schlich Heinrich nach Kasparshub hinab und befestigte eines der Bildchen am Stamme des Brunnen-Nußbaumes auf dem Wirtshausplatz. „Die sollen auch daran riechen! Von ihren Stinkbuden kommt ihrer Lebtage keine in so ein Bilderheft hinein!“

Und nun wartete er mit täglich wachsender Spannung auf den fremden Sonderling, der ihm aus der Bedrängnis heraushelfen sollte. Die heimliche Not, die ihm der Gedanke an den Verlust des überkommenen Besizes bereitet, suchte er mit einer Selbstklüge zu bannen. „Ich bin das dem Charakter schuldig. Und es ist schon mancher im Notfalle einem widrigen Nachbar aus dem Weg gegangen.“

Wenn ein fremder Weinreisender im Rößli vorsprach, oder ein Zigarrenhändler, so war Heinrich immer sogleich hinter ihm her, und obgleich eine Enttäuschung der andern folgte, der Koller wußte seinen zeitweise sinkenden Mut immer wieder mit neuer Hoffnung zu beleben. Jedesmal, wenn Heinrich irgendwo auf Arbeit war, mußte sich ganz bestimmt einer eingestellt haben, ein wahrer Krösus, mit dem auf alle Fälle etwas zu machen gewesen wäre. An Handlangern und Zeugen, die alles mit angesehen und angehört haben wollten, fehlte es dem Wirte nicht, ob schon einsichtige Leute offen ihre Besorgnis aussprachen,

der Dritt' werde sich mit dem Saufen und mit seiner Idee noch ganz aus dem Sattel bringen.

Denn es war wirklich soweit mit ihm gekommen, daß er das Wirtshaus sozusagen zu seinem Standquartier machte. Er spähte die Straße hinauf und hinunter, sah den Leuten beim Schaffen zu und wurde daneben nicht müde, sein Haus mit dem Giebelchen zu betrachten, mit großem Wohlgefallen, als die heimliche Krone des Dorfes. Wollte er sich einmal, einer plötzlichen Eingebung folgend, zur Arbeit aufraffen, stand er gewöhnlich schon zu sehr unter der Macht der süßen Faulheit. Oder es kam Gesellschaft, und man nahm der Kurzweil zuliebe noch eins. Bis sich dann unvermerkt die richtige Weltvergessenheit einstellte, aus der es nur noch hier und da ein blickartiges Aufflammen der Selbstkenntnis gab. In solchen Augenblicken war es vor seiner Seele klar, daß der Glaube an das Glücksmärchen in ihm bereits tot und erloschen war, und daß er sich ganz mit dem Gift des Selbstbetruges ernährte.

Wenn er dann am Morgen mit schwerem Kopf aus dem Kammerfenster sah, kam ihm die ganze Welt dumm vor, und er legte sich wieder hin und schlief bis in den Mittag hinein, sofern ihn der Durst nicht vorher an sein wie zum Magnet gewordenen Elendplätzchen hinüberrief.

Auf diese Weise ging in kurzer Zeit der kleine Rest des Heugeldes drauf, den er dem Entenmooser als beschwichtigende Notzahlung hatte ausrichten wollen. Als die angesezte Frist mit unheimlicher Schnelligkeit näher kam, suchte er den Gläubiger dadurch zu beruhigen, daß er ihm eines seiner grünen Hefte vorzeigte. Ob durch diese Sache der Brief nicht doppelt so viel wert sei als vorher, und ob man da noch Angst haben müsse?

Der Entenmooser schob ihm die Blätter verächtlich zurück. Das sei Wurstpapier, er könne seinethalben mit solchen Bildern den Abtritt austapezieren. Und im übrigen habe er jetzt den Brief sowie das laufende Guthaben seinem Tochtermann abgetreten, dem Mäher in Kasparshub. Der werde ihm schon Beine machen.

Zwei Tage darauf hatte Heinrich bereits den amtlichen Zahlungsbefehl für den ausstehenden Zins sowie die Kündigung des Kapitalbriefes im Hause.

Er sah sich die beiden Zettel nur flüchtig an und steckte sie in die innere Rocktasche. Beim Zunahten ging er zum Koller hinüber, um diesen unter besonderem Hinweis auf die sicher bevorstehende Wendung der Dinge um ein Darlehen zu ersuchen. Aber der Rößlwirt verhielt sich diesmal kühl und ablehnend. Er gab jetzt auch ganz trocken zu, daß er nie an den Zauber geglaubt habe.

Heinrich entwidelte an diesem Abend eine besonders laute Fröhlichkeit. In vorgerückter Stunde stimmte er ganz für sich allein seine Kasparshuber Verse an, wobei er besonders bei dem „Mäh“ jeweilen seine ganze Stimmkraft und Ausdauer aufwandte. Nach der zweiten oder dritten Strophe trat der Gemeindepräsident Lenk mit hochrotem Gesicht in die Stube und wies den Sänger mit groben Worten zur Ruhe und nach Haus.

„So, das hätt' man schon vor Jahr und Tag machen sollen“, sagte der Wirt Koller hochbefriedigt. „Aber unser einer ist halt immer zu gut. Derlei Lotter bringen einem bloß die Wirtshaus in Verruf, und was von ihnen noch abläßt, das ist nicht der Rede wert.“



Seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig, legte sich der Betrunkene draußen auf das Wandbänkchen neben der steinernen Treppe und schlief alsbald ein wie ein Stod.

Früh in der Morgendämmerung wurde er durch ein leichtes Rütteln aufgeweckt, doch konnte er sich nicht sogleich zurechtfinden. Da bemerkte er, daß seine Nachbarin, die Krämer-Sabine, neben ihm stand. Leise, aber eindringlich bat sie ihn, doch um Gotteswillen heimzugehen, bevor es Tag sei und er dem ganzen Dorf zum Gespött werde.

„Wenn ich gerne mein Bett spare, so geht das niemanden etwas an“, gab er unwirsch zurück und kehrte sich nach der Mauerseite. Aber nun faßte sie ihn mit festem Griff am Rockärmel und riß ihn so unsanft von seinem Lager empor, daß er sich wohl oder übel auf die Beine stellen mußte. „Ich sag' dir: du gehst jetzt den Augenblick heim!“ befahl sie mit strenger Beherztheit, und er gehorchte ihr wie ein Schulknabe, ohne sich nur ein einziges Mal nach ihr umzusehen.

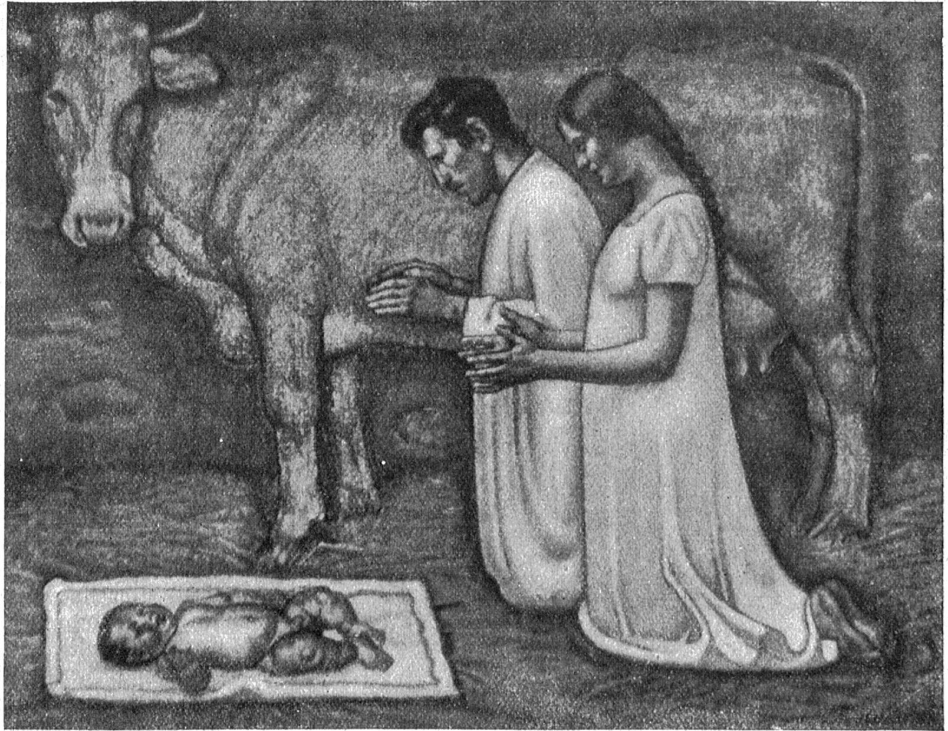
Daheim in seiner Stube setzte er sich an den Tisch hin und stützte den Kopf mit den flachen Händen: „So — das mußt du dir von so einer gefallen lassen...!“

Dann zog er unwillkürlich den zerknitterten Zahlungsbefehl aus der Tasche und breitete ihn vor sich auf dem Tische aus. Er stierte die längste Zeit auf die flüchtig hingeworfenen Schriftzüge und Zahlen hin, die bald verworren vor ihm hin und her gaukelten, bald mit stechend harter Schärfe sich gleichsam in seinen Augen festzubrennen suchten.

Heinrich Lenz ließ sich nun wieder einmal gründlich Zeit zum Nüchternwerden. Der schmählige Verrat des Wirtes, die bittere Scham über die Zurechtweisung von Seiten Sabinens gab ihm einen Teil seines Selbstbewußtseins zurück, und wenn er den Nachbar drüben am offenen Fenster laut vor seinen Gästen prahlen hörte, wie er den dritten Heiri mit seiner Altertums-Idee am Narrenseil herumgeführt habe, so mußte auch der letzte Rest des Glaubens an die alberne Glücksvorpiegelung bald in nichts zerfließen. Er verschwor sich im Innern, dem Koller ohne Not nicht mehr über die Schwelle zu treten.

Mit einem rudartigen Zusammenraffen seiner noch nicht ganz zerbrochenen Willenskraft wandte er sich wieder dem Schaffen zu. Er half dem jungen Mehlbuckbauern, der um diese Zeit krank im Bette lag, beim Einbringen der Heuernte, nachdem er den eigenen geringen Ertrag in zäher Tag- und Nachtarbeit frühzeitig unter Dach getan hatte.

Mit dem saubern Stück Geld, das ihm dadurch in die Hand kam, und mit dem spärlichen Erlös für das Heu hoffte er beim Maßler einigen Aufschub zu erlangen; ein



Erich Hermès. — Das Wunder der Geburt.

saurer Bittgang zu seinem Schwager auf dem Windstall hatte ihm, wie er zum voraus erwartet, nichts weiter als eine kleine Bußpredigt von Seiten Annettens eingetragen.

Aber ein seltsamer Zwischenfall sollte ihm wieder einen Strich durch die Rechnung machen.

Von seinem Küchenfenster aus konnte er eines Abends beobachten, wie der Schang Steinli vor der hintern Tür seines Nachbarhauses stand und mit Klopfen und Poltern beharrlich von Sabine Einlaß begehrte, freilich bis jetzt ohne Erfolg. Von einer innern Wut gleichsam fortgerissen, lief Heinrich sogleich hinüber. Und als der „Schön“ seiner knappen Aufforderung, sich vom Platze zu scheren, die boshafte Bemerkung entgegengesetzte, ob er denn hier als Keuschheitswächter angestellt sei, fiel Heinrich ohne viel Umstände über ihn her, warf ihn zu Boden und hieb so lange mit bloßen Fäusten und zuletzt mit einem errafften Holzseil auf ihn ein, bis der übel Zugerichtete sich ihm zu entwinden und das Weite zu gewinnen vermochte.

„Das zweitemal, daß du wiederkommst, ist dann das letzte!“ rief er ihm noch durch den Baumgarten nach.

Heinrich Lenz mußte dem klagbar gewordenen ein Schmerzensgeld von 120 Franken ausrichten und war damit richtig wieder auf dem Trodenen.

Als er am Abend nach der gerichtlichen Abmachung daheim bei Tische saß, klopfte jemand leise an. Es war Sabine, die ihn mit der schüchtern und unsicher gestellten Frage anging, ob sie ihm nicht seine Ausgaben ersetzen dürfte, da sie nun doch eher vor den widerlichen Nachstellungen Steinlis sicher sei.

Er saß während ihrer Rede unbeweglich da, ohne sie eines Blickes zu würdigen. „Deinetwegen hätt' ich keinen Finger krumm gemacht“, sagte er scharf abweisend, indem

er nach wie vor in den Tisch hineinsah. „Und Almosen-geld will ich vorläufig noch keins im Haus.“



Carl Samuel Stämpfli 1806–1846.  
(Nach einer Zeichnung von F. Walthard.)

Sie ging leise, wie sie gekommen war, wieder hinaus und durch die hintere Tür fort. Heinrich redete sich ein, seine Sache gut gemacht zu haben, und ab gelassen weiter. Aber bei jedem Brocken mußte er die Frage mit hinunterwürgen: „Hättest du ihr nicht doch ein anständiges Wort gönnen dürfen...?“

Gegen den Nachsommer hin, als die harte Zeit unerbittlich näher rückte und das böse Ende mit der Pfändung des kleinen Hausrates seinen Anfang nahm, saß Heinrich Lenk wieder öfters ganze Tage lang im Scheidweg-Wirtshaus oder beim Lohberger in Schönen. Er sagte lachend heraus, daß ihm jetzt alles so breit sei wie lang. Der Tag, an dem er in der Zeitung stehe, werde für ihn keine vierundzwanzig Stunden lang sein.

„Es sind eineweg schon dümmere Sachen passiert“, gab ihm der Gemeinderat Herger einmal auf diese Rede giftig zum Bescheid. „Höchstens, daß dem Armengut dadurch ein Erbe anheimfällt.“

Gottlieb Herger bekam für diese Bemerkung eine Ohrfeige, die er nicht zurückzugeben wagte.

Heinrichs Gläubiger betrieb indessen seine Sache eifrig und rücksichtslos. Er verbarg auch die kleine Schadenfreude nicht, die ihm die Demütigung des früher so gefürchteten Streithahnes bereitete. Er stellte diesem spöttelnd in Aussicht, er werde natürlich das schiefe Giebelchen dann sogleich abbrehen und in Kasparshub einen Schweinestall daraus machen. Und die Einfangwiese wolle er für sich behalten, er klettere auch gern auf Bäumen herum, die ein anderer für ihn gepflanzt habe. (Schluß folgt.)

### Spruch.

Die Trunkenheit ist selten gut, sie tobt und fälschet weisen Mut, Sie ist ein Raub der Tugend gar, des Todes Bild, das nehmet wahr.

## Gottlieb Stämpfli, der obrigkeitliche Buchdrucker und seine Nachfahren.

(Schluß.)

Carl Samuel Stämpfli wurde von Anfang an für den Beruf seines Vaters ausgebildet. Bei Drell-Fühli in Zürich verbrachte er die Lehrjahre; es folgen Wanderschaften in Deutschland und Frankreich, wo er in Paris längere Zeit in der berühmten Druderei der Brüder Firmin-Didot arbeitete. Die Druckerzeugnisse, die später seinen Namen trugen, lassen den an französischen Vorlagen geschulten Geschmack deutlich erkennen.

Als Carl Samuel Stämpfli 1828 in das väterliche Geschäft eintrat und die Leitung übernahm, traf er es mitten in die Zeit, in der sich auf drucktechnischem Gebiete unwälbende Neuerungen bemerkbar machten. Da galt es, mit sicherem Blick Fortschrittliches zu erkennen und das Beste einzuführen. So traten an Stelle der seit bald vier Jahrhunderten gebräuchlichen, hölzernen Pressen eiserne. 1824 wurde zum erstenmal die Cotta'sche Allgemeine Zeitung auf der von Friedrich König erfundenen Schnellpresse gedruckt. In Bern war es Carl Stämpfli, der 1845 zum erstenmal auf einer Schnellpresse druckte. Doch wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen.

Carl Stämpfli hatte sich in Bern kaum seßhaft gemacht, als mit der politischen Umwälzung 1831 eine für sein Gewerbe besonders scharfe Konkurrenz einsetzte. Die Privilegien fielen dahin. Die neue Regierung vergab ihre Drucksachen, wo es ihr beliebte. Haller wandte sich dem Druck des Intelligenzblattes zu, das 1834 zum erstenmal herauskam. Carl Stämpfli war nicht müßig geblieben. Es gelang ihm, staatliche Aufträge einzubringen, so den Druck der Verhandlungen des Großen Rates, des Amtsblattes und der Sammlung der Gesetze und Dekrete.

1834 verheiratete er sich mit der damals 20jährigen Luise Gerwer. Daß seine junge Frau im Geschäft tüchtig mithalf, geht aus einem in der Festschrift abgedruckten prächtigen Brief an ihren Mann hervor, der ein Jahr später als Oberleutnant im Kanton Aargau auf Pilet stand.



Maria Friederike Luise Stämpfli-Gerwer 1814–1898.  
(Nach einer Zeichnung von F. Walthard.)

Am Aufträgen fehlte es nicht; sie wurden noch auf den alten Pressen gedruckt, unter denen sich bis 1834 noch mehrere hölzerne befanden. Um nicht zurückzubleiben, schritt